
Näher betrachtet

Friedrich Schweitzer

Freude am Unterschied als Rettung der Welt?

Zu Sten Nadolny „Gott der Frechheit“

Der durch seinen Roman „Die Entdeckung der Langsamkeit“ (München 1983) weithin bekanntgewordene, manchmal schon als „Kultautor“ apostrophierte Sten Nadolny hat seinem letzten Buch (München 1994) einen Titel gegeben, der theologisch Interessierte aufhorchen läßt: „Ein Gott der Frechheit“. Geschieht es zu Recht, wenn dieser Titel in Buchhandlungen auch bei der theologischen Literatur ausliegt, oder handelt es sich bloß um eine scheinbare Nähe zwischen Roman und Theologie?

1.

Das Buch beschreibt die Geschichte des Hermes, der nach jahrtausendlangem Angekettetein an der Kraterwand einer griechischen Insel wieder freikommt und sich in der Welt der Menschen und Götter neu zurechtfinden muß. Von Anfang an zur Seite steht ihm dabei eine deutsche Touristin, die sein Freikommen vom Schiff aus beobachtet und die zur Liebesgefährtin des Gottes wird – zunächst ganz menschlich, später selbst als Göttertochter, die sie in Wahrheit ist.

Die Welt, der Hermes begegnet, hat sich während seiner Gefangenschaft zutiefst verändert. Die Götter haben sich zurückgezogen – allen voran Zeus, der nunmehr in Sparta/USA einem Hobbyleben auf dem Golfplatz nachgeht. Nur zwei Götter scheinen überhaupt noch eine Rolle zu spielen, eine Rolle allerdings, die um so entscheidender ist für das Schicksal der Welt: Großer Allherrscher ist nun Hephäst, der mit seinen mechanischen Künsten ein metallenes Regiment führt („Einen obersten Gott gibt es nicht, nur einen Manager“). Einzig Hades scheint neben ihm noch nennenswert Macht zu besitzen. Grausam öffnet er sein dunkles Todesreich – im ehemaligen Jugoslawien – nach oben.

Die Welt ist nicht glücklich – nur ein „Schelm“ könnte sie noch retten, „sagte einer in Bebra“ und intoniert damit das Thema des Buches: Hermes – „Schelm von Anfang an, Welt-Schelm und doch Sohn des Zeus“. Und: „Frechheit“ als eine „Art Wahrheitsliebe“. „Hermes war der Gott einer Kommunikation, die auf mystische Nebel verzichtete“.

Auch die Menschen sind anders geworden – „götterschwerhörig“, geschlagen mit so großer „Göttervergessenheit“, daß sie den göttlichen Besuch, den Hermes ihren Köpfen abstattet, mit Krankheit oder Halluzination verwechseln. Und Hermes selbst rätselt, was diese Menschen „jetzt, da

die Götter kaum noch präsent“ sind, noch daran hindert, sich gegenseitig umzubringen.

Hermes ist nicht nur möglicher Weltenretter-Schelm, er ist auch die von Hephäst benötigte Schachfigur, die sein Spiel zum Abschluß bringen soll. Hermes soll ihm helfen, die lästig gewordenen „Universalprinzipien“ wieder abzuschaffen. Er soll Zeitgeist werden – im Dienste des eisernen Zeitalters, versteht sich. Denn mit all dem will Hephäst nur verhindern, daß sich das alte Orakel erfüllt, dem zufolge ein „Zeitalter ohne Qualen“ zu erwarten stehe, wenn nur Hermes und Apoll, wenn Frechheit und Geist zusammenfinden. Dies wäre das Ende des eisernen Hephäst.

Und doch gelingt es Hermes am Ende, nach mancherlei Unbill und Abenteuer, eben dies zu erreichen:

„Alle, in deren Kopf Hermes als Gast gewesen war, vergaßen das Suchen und entdeckten das Finden, entwickelten produktive Faulheit, machten sich nicht mehr zu Opfern der Arbeit, sondern zu Freunden des Gelingens ...

... auch ohne direktes göttliches Zutun sank ganz allgemein der Haßpegel, wuchs die Bereitschaft zur uneitlen, namenlosen, geheimnisvoll bleibenden Hilfe und zur Geduld mit Landfremden, Unbeholfenen und Außenseitern. Vor allem war eine respektvolle Duldung zwischen Hermetikern und Apollinikern zu bemerken“.

Zeus kehrt zurück in seine angestammte Oberherrschaft. Die Welt entkommt dem drohenden Schicksal einer endgültigen Zerstörung durch das glühende Eisen des Hephäst.

2.

Diese Welt sei durch Vernunft und Moral nicht mehr zu retten. Sie brauche einen neuen Geist – den Geist der Freiheit, der heute nur noch als Verbindung von Hermes und Apoll, von Geist und Frechheit, zu erhoffen wäre.

Diesen Geist etwa vom Christentum zu erwarten, das scheint dem Autor ganz fern zu liegen. Wie ein Faden ziehen sich kritische Kommentare im Blick auf das christliche Gottesverständnis durch das gesamte Buch. Den „allgemeinen Gott“ habe Hephäst doch nur erfunden für Menschen, „die nach wie vor Götter verehren wollen“. Dieser Gott existiere nicht wirklich: Er sei „für alles zuständig, also für gar nichts“. Dieser Gott passe bruchlos in das mechanisch-geometrische Schema des Hephäst: „Aus Menschen von Eigenart seien nun ‚vor Gott Gleiche‘ geworden: Christ sei Christ – man könne Rechtecke mit ihnen auffüllen zu homogenen Christenflächen, und so wollten sie es selbst. Das sei mit Menschen ... nicht vorstellbar. Es gehe nur in der Religion und sonst allenfalls noch beim Heer. Wenn man mit der Idee des homogenen Guten erst einmal angefangen habe ..., dann sterbe die Freude am Unterschied – und damit die beste aller Freuden“.

Und noch schlimmer die Christen: „Wenn jemand ihre Liebe nicht prompt genug erwidere, empfänden sie das als Verletzung religiöser Gefühle. Darum hätten sie in den letzten zwei Jahrtausenden fast ständig zur Gewalt gegriffen“.

Jesus, „dieser Altruismus-Star“, bleibt dem Hephäst zwar verhaßt – darin besitzt er Ähnlichkeit mit dem erlösenden Hermes. Doch dieser kann „keine Familienähnlichkeiten“ mit jenem erkennen, zumindest nicht auf den Kruzifixen in der Kirche. Der Christus der Kirche ist für den Autor ohne rettende Kraft.

3.

Ist Nadolnys Roman als ironisierende Religionskritik zu verstehen – als ein weiterer Abgesang auf das veraltete, kraftlos gewordene (und zudem „sexualfeindliche“) Christentum? Diese mögliche Leseart bleibt zu einfach. Sie geht vorbei am Zentrum dieses Romans, der zu einem theologischen Nachdenken anderer Art herausfordert.

Immer wieder stellt Nadolny die Frage nach dem „System“, nach dem diese Welt funktioniert und seines Erachtens am Ende zugrunde geht. Im vorliegenden Buch ist es das System der eisernen Hephäst-Technologie – an anderer Stelle (der „Entdeckung der Langsamkeit“) ist es das schier allmächtige Prinzip der Steigerung von Geschwindigkeit. Der „Gott der Frechheit“ und die „Langsamkeit“ sind rettende (Anti-)Systemprinzipien. Sie stehen für einen grundlegenden Wechsel von Lebensgrundlagen und -orientierungen. Eine unübertroffene Stärke des Autors liegt darin, daß seine Bücher diesen Wechsel beim Lesen attraktiv, ja geradezu liebenswert werden lassen.

Nadolnys „Gott der Frechheit“ kann als postmoderne Mythologie gelesen werden (s. die „Schlußbemerkung“ des Autors). Sie ist postmodern nicht nur in ihrer spielerischen Rückkehr zur griechischen Götterwelt – vom Autor selbst ironisch auf Distanz gehalten („Auch aus oberflächlicher Kenntnis der griechischen Mythologie muß strikt abgelehnt werden, daß Athene jemals fähig gewesen wäre zu rauchen“!); sie ist postmodern vielmehr noch in der Entgegensetzung von Universalprinzipien, die sich überlebt haben, und der „Freude am Unterschied“, auf den es neu ankommt.

Die alles entscheidende Frage ist dann die, ob diese von Hermes vertretene „Freude am Unterschied“ eingespannt wird als „Zeitgeist“, der letztlich doch nur dem Fortbestand des sich selbst infragestellenden Universalsystems dient – oder ob diese „Freude“ die Kraft entwickeln kann, das System selbst zu transformieren.

Ist es erlaubt, Nadolnys Buch – trotz der Kritik am Christentum oder gerade wegen dieser – in einem christlichen Sinne zu lesen? Gewiß nicht auf dem Wege der Vereinnahmung! Hermes bleibt Hermes und soll es bleiben, auch wenn er hier so deutlich messianische Züge annimmt. Aber das Buch legt doch die Frage nahe, wie „Frechheit“ und „Torheit“ (1. Kor. 1,17f.) zueinander stehen.

Torheit ist nicht Frechheit. Die Narren haben aber schon immer gewußt, daß Frechheit dazu gehört, wenn Torheit sich äußern soll. Es könnte sich lohnen, das „Fest der Narren“ (H. Cox) noch einmal neu zu lesen. Vielleicht müssen sich ein messianischer Hermes und ein zur Torheit befreiender Christus nicht ausschließen – zumindest nicht immer und jedenfalls weniger, als eine erste Lektüre des Buches vermuten läßt.